Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 36 (1895)

Artikel: Der Cholderi : eine Erzählung aus dem Volksleben
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007894

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Chollderi.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

I. Was beim Nußdütschen allerlei berichtet wird.

amals, als noch nicht in Haus und Stall die Petroliumflamme strahlte und das bescheidene Oellämpchen noch nicht durch das elektrische Licht verdrängt war, als noch die Nußbäume in dichten Reihen die Landstraße beschatteten, da gehörte auch das „Nußkernen“ zu einer der beliebtesten Winterarbeiten. Wenn die Baumnüsse schon längst gesammelt und droben auf der Diele getrocknet waren, da suchte eines Morgens der Vater aus dem alten Grümpel einen Eisenweggen oder Gewichtstein hervor, legte ihn auf den Tisch und Buoben und Meitschi setzten sich zweg. Der Melk brachte ein Tschiferli voll Nüsse von der Nuoßdiele herab und das Nußdütschen ging los. Daß besonders die Kleinen bei dieser Arbeit von der Hand in den Mund lebten, ist begreiflich; während aber ihre jungen Mäuler derartig beschäftigt waren, blieben auch diejenigen der Alten nicht müßig. Mancher Spaß wurde erzählt, manches Geschichtlein zum Besten gegeben. Nie aber ging es kurzweiliger und gemütlicher zu, als wenn der Hülpi-Xaveri dabei war, so hieß nämlich ein „alter, lediger Buob“ aus der Nachbarschaft. Der Xaveri hatte in seiner Jugend viel durchgemacht, war einer der chächsten und properſten Burschen gewesen, wie er aber zu seinem verkrüppelten Bein gekommen sei, das hatte er noch niemanden erzählt. Fragte man ihn darüber, so schwieg er, oder er fing an, von etwas anderem zu reden. Seit Jahren lebte er still und zurückgezogen für sich und loschierte beim Burdisack-Toni in der obern Laube.

Wenn der Xaveri merkte, daß wir am „Nußkernen“ waren, so kam er jedesmal zu uns herüber und war ein lieber, gern gesehener Gast.

So saßen wir wieder einmal um den Tisch herum; der Vater hatte den Hammer beiseite gelegt, denn ein großer Haufe Nüsse lag geöffnet zum Auskernen bereit. Aufgefordert, etwas zu erzählen, fing er vom Muotathaler Schelbert zu berichten an, den er selber noch gekannt hatte. Von dem hätten die Leute geglaubt, er besitze doppelte Nerven, so unvernünftig stark sei er gewesen. Als man den Bödmerwald abgeholzet habe, da sei der Märtel Schelbert auch dabei gewesen und habe im ganzen gegen 300 Sägträmmel auf seiner Achsel aus dem Tobel herausgetragen. Der Hülpi-Xaveri meinte aber, starke Leute habe es früher bei uns auch gegeben und die alten Chastler seien öppen auch keine Zwerge gewesen. Einst habe der Chastler-Karli mit einem jungen Stier ein Kalkröhrli in's Buochli hinauf schlitteln wollen, aber für das Munili sei die Fuhr zu schwer gewesen und der Schlitten sei stecken geblieben. Da habe der Karli kurzen Prozeß gemacht, er habe das Kalkröhrli mit einem Seil auf seinen Rücken gebunden und die Burdi gemütlich selber in sein Heimen hinaufgetragen.

„Das war der Vater vom Säckelmeister sel.,“ fuhr hierauf unser Vater fort, „und daß der Säckelmeister einer der stärksten Unterwaldner gewesen ist, das ist, meine ich, g'nugsam bekannt. Als er noch jung war, da machte es ihm wenig Arbeit mit einer Brente voll Milch am Rücken über einen dreilättigen Haag hinüberzuspringen, ohne sich mit einer Hand zu stützen. Ich selbst habe es mit eigenen Augen gesehen, wie der Säckelmeister auf der Schwyzer Allmend einen Stier gebändigt hat. Es war auf einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, als auf der Altmatt plötzlich ein Muni laut brüllend auf einen Trupp Wallfahrer losstürzte. Der Säckelmeister, der sich gerade bei diesen Leuten befand, erklüpfte aber nicht gar stark, sondern hob einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf das heranstürmende Tier, daß der Stein an dessen Stirne in Stücke sprang. Der Muni aber wollte mit dem kräftigen Unterwaldner nicht mehr anbinden, er machte ganze Wendung kehrt und suchte das Weite.“ „Der Burdisack-Toni hat mir auch ein G'schichtlein vom Säckelmeister erzählt,“ sagte drauf der Xaveri. „Es war zur Zeit, wo die

Spaniolen in unſer Land kamen und Kühe aufkauften. Die Spaniolen aber wollten, wie ihr wohl wißt, keine leichte Waare einhandeln, je ſchwerer die Kuh war, um ſo teurer wurde ſie bezahlt. Mit einem ſolchen Spaniolen kam auch einſt der Säckelmeiſter zum Burdiſack-Toni und g'ſchauete deſſen Kühe. „Das ſind ja alles leichte, g'ringe Chüeli," ſagte er lachend und fragte, welche Kuh der Burdiſack-Toni wohl für die ſchwerſte halte. Der Toni wäre bald taub geworden, aber er merkte, daß der Säckelmeiſter nicht im Ernſt geſprochen habe und zeigte ihm das Tier, das er für das ſchwerſte hielt. „Das ſoll 'ne ſchwere Kuh ſein," ſagte drauf der Säckelmeiſter, ergriff den Tſchäpp bei den hintern Beinen und lüpfte ſo die zappelnde Kuh in die Höhe. Der Spaniol ſoll kurioſe Augen gemacht haben, aber nicht ob dem leichten Gewicht der Kuh, ſondern ob der Kraft ſeines Begleiters. „Ja, ja, das waren Leute, die Chaſtler, baumſtark und dabei ſo fryn, ſo gut, daß ſie keinem Kind hätten ein Leid anthun können. Von den Händeleien, wie ſie früher und auch jetzt noch ſo oft vorkommen, wußten ſie nichts; ſie waren keine Cholderi." „Weißt öppe auch von ſolchen z'brichten, Xaveri?" fragte der Vater und zwinggete mit den Augen, „ich meine, dein Bein iſt auch nicht von ſelber ſo krumm geworden, und wenn es erzählen könnte — —" „He, laßt mich mit meinem Bein in Ruh," unterbrach ihn plötzlich der Xaveri; „aber wenn ich wüßte, daß es einem Menſchen etwas nützen und vielleicht den einten oder andern von einem böſen Fehler kurieren könnte, ſo wollte ich auch noch eine Geſchichte erzählen, von der ich das Meiſte miterlebt habe, aber ihr müßt mir 's Maul halten und niemanden etwas davon ſagen, ſonſt kommt die Sache noch in den Kalender und das möchte ich um alles Geld nicht haben." „Kathrini, hol eine Maß Moſt," befahl der Vater, „damit's dem Xaveri beim Erzählen nicht z'trocken wird, und jetzt Xaveri, mach' keine Flauſen; du weißt ja, daß wir b'haben gnuog ſind und nichts ausplaudern. Erzähl' du nur!" „Ja, Xaveri, erzähle, erzähle!" ſchallte es rings um den Tiſch und der Hülpi-Xaveri konnte nicht anders, er mußte der allgemeinen Bitte nachgeben.

II. Was der Hülpi-Xaveri von einem mutwilligen Buoben zu erzählen weiß.

Nachdem der Hülpi-Xaveri einen kräftigen Schluck Moſt genommen und ſich auf ſeinem Stuhl zurecht geſetzt hatte, fing er an zu erzählen:

„Ich weiß nicht, ob ihr, Vater, den Dublenmeinrad noch gekannt habt. Die Zähne thun ihm ſchon lange nicht mehr weh und ſeine Dublonen, von denen er den Namen hatte, liegen ſchon lange, lange nicht mehr auf einem Haufen. Damals, vor vielen Jahren, da waren ſie noch hübſch beiſammen, und der Meinrad ſorgte dafür, daß ihre Zahl nicht ab, ſondern von Jahr zu Jahr immer mehr zunahm. Er hatte ein prächtiges und ſauberlediges Heimen; ſein Sennten war das ſchönſte weit und breit; kurz, er war ein gemachter Bauer, der Dublen-Meinrad. Eines allein hat ihm lange Zeit zu ſeinem Glück gefehlt, der Meinrad hatte keine Kinder und das war für ihn ein ſchrecklicher Verdruß. Nach ein paar Jahren aber wurde ſein Herzenswunſch erfüllt, er bekam einen Buob und zwar einen kräftigen, kerngeſunden, kugelrunden Meinradli. Ihr könnt euch denken, wie lieb das Buobli war. Die Baſen im ganzen Kanton liefen zuſammen und ſtaunten das Wunderkind an und jede entdeckte eine neue Schönheit, einen neuen Vorzug an ihm. Trotzdem zeigte der Dublonenprinz außer einem kräftigen Körper wenig hervorragende Eigenſchaften, er war ein Buob, wie andere auch, nur war alles ſchön, was er that, alles geſcheid, was er ſagte, alles erlogen, was Lehrer und Nachbaren über ihn klagten. Wenn der Meinradli die alte Katze mit Steinen bombardierte und die Hühner überall herumſteickte, ſo lachte der Vater, daß ihm die Thränen über die Backen herabliefen. Wenn der Meinradli Händel anfing, die andern Buoben prügelte und biß, ſo ſagte der Dublen-Meinrad: „My Buob iſt der Stärchſt i dr ganze Uerthi, de Niederhoſtet-Chlaus hed er nundig überriehrt, wen-er hed wellä." Ja, der erfreute Vater munterte ſein Söhnchen zu ſolchen Heldenthaten ſogar auf: „Nimmä-nur, gib-em nur! Hau-em, ſteck-em d'r Böllä, ſchlach-em d'r Haaggä!" Alle Hunde im Dorfe kannten den Meirädl ſchon von weitem, mit ihnen lebte das Bürſchchen in beſtändigem Kriege und der Pfarrer mußte ſeinen Schnauzeli wegthun, weil der ſchlimme Buob dem armen Tier ein Bein zerſchlagen hatte. Beim Schlittenfahren im Winter wußte keiner beſſer den Buoben und Meitlenen ihre Schlitten umzuwerfen, daß ſie überpurzelten; er warf nicht nur zahlloſe Fenſterſcheiben mit Schneeballen und Steinen ein, ſondern traf auch einſt das Lenzen-Trineli ſo

in's Auge, daß es zum Doktor mußte und sein Lebtag halb blind blieb. Wenn der Lehrer den Meiradli bestrafte oder der Pfarrer ihn in der Christenlehre zurecht wies, so wurde der alte Dublen-Meinrad unsinnig bös und begehrte auf und schimpfte, daß seinem Buobli immer Unrecht geschehe. Ein starker, hübscher Buob war der Meirädl, selb ist wahr, und als er aus der Christenlehre kam, war er schon größer als der Vater und lüpfte schwerer, als der stärkste Knecht. In der Schule war des Dublen-Meinrads Buob freilich nie ein Bickel gewesen; als er daraus entlassen wurde, konnte er mit Not Gedrucktes lesen, aber weder einen Heustock noch eine Atzung ausrechnen. Eine Handschrift hatte er, daß sein Geschreibsel aussah wie ein frischbeschneites Gartenbeet, auf dem die Hühner herumgelaufen sind. Aber der Meinrad war ein baumstarker Bursche, trug am Finger einen silbernen Schlagring und im Häggeln und Schwingen war ihm weitumen keiner Meister. Das freute den alten Dublen-Meinrad mehr, als wenn sein Sohn ein Schriftgelehrter geworden wäre.

Als der Meirädl aus der Christenlehre entlassen war, mußte er im folgenden Sommer z'Alp, damit er im Herbst desto eher als Aelplerbeamter gewählt würde.

Veri hatte kaum noch Zeit, sich hinter eine Wettertanne zu flüchten.

Damals hatte der Dublen-Meinrad einen Knecht, man sagte ihm nur „der fryn Veri" wegen seiner Friedfertigkeit und Gutmütigkeit. Der fryn Veri und der Meirädl kamen aber mit einander nicht gut aus. Wenn der Meirädl den Bäri neckte, die Rinderli mit den Schuhen traktierte und mit dem Vieh grob umging, da verwies es ihm der Knecht und sagte, wer ein Tierli plagen könne, der sei auch keines Menschen Freund; so etwas zeuge von einem bösen Herzen und aus Buoben, die so etwas thun, gebe es nur böse und grobe Menschen, die gern andere quälen und plagen, wo sie könnten. So sagte der Veri dem Meirädl die Meinung, und darum konnte der Meirädl den Veri nicht leiden und suchte ihm z'Leid zu werchen, wo er nur konnte.

Eines Tages, es war um Mariä Geburt herum, da mußte der Veri mit einer Burdi Anken nach Maria-Rickenbach zum Kreuzwirt, denn die Kreuzwirtin wollte Krapfen machen und dazu braucht es Anken. Um rechtzeitig beim Melken wieder daheim zu sein, hielt sich der Veri in Rickenbach nicht lange auf. Nachdem er den Schoppen Most, den ihm die Wirtin aufstellte, ausgetrunken und in der Gnadenkapelle noch ein paar Vater unser gebetet hatte, trat er den Heimweg an. Schon hatte er den Buchholzbach überschritten und den Waldbruder links oben mit einem fröhlichen Jauchzer begrüßt, als er plötzlich erschrocken stehen blieb. Von der nicht mehr weit entfernten Hütte her ertönte das laute Brüllen eines Stieres, der schnaubend und in wütenden Sprüngen den Abhang herunterrannte. Der zu Tod erschrockene Veri hatte kaum noch Zeit, sich hinter eine Wet ertanne zu flüchten, als der Muni, noch immer fürchterlich brüllend, in einiger Entfernung an ihm vorüberrannte und in wildem Sprunge über einen hohen Tossen hinabstürzte. Der Veri zitterte am ganzen Leibe, so war er erchlüpft. Als er sich wieder gefaßt hatte, lief er an den Rand des Tossens, über welchen der junge Stier verschwunden war, und schaute hinab. Da lag unten an der turmhohen Felsenwand des Dublen-Meinrads Muni, der bei der letzten Stierenzeichnung ein Prämie gezogen hatte, z'Hudlen und Fetzen verschlagen. Der Veri hätte brieggen mögen, so dauerte ihn das schöne Tier, und als die andern Knechte kamen und das Muneli todt im Schrachen unnen liegen sahen, da meinte der Toni, der

Senn, im ersten Unwillen, man sollte den Meirädl auch grad appen riehren, 's wär', Leut und Vieh nicht zämeng'rechnet, wenig schad für ihn. „So, so," sagte der Veri, „steckt der Meirädl wieder hinter der G'schicht?" „Fryli ist es wieder ein Stückli von ihm," entgegnete der Toni. „Schon lange hat er das Tier gehetzt und geneckt und vorig hat er ihm einen Bitz brennenden Zundel unter den Schwanz gelegt. Da ist der Stier wie unsinnig wild geworden, kannst denken, und ist nidsi g'sprungen. Vom Aufhalten war keine Rede mehr. Der Meirädl aber hat g'lacht, wie verrückt und seine Freude g'habt, wie das Stierli so brüllte und Totz über Totz den Berg hinunter sprang. Ich denke, der Alt wird wenig Freud dran haben, wenn er vernimmt, wie's 'gangen ist. Aber es geschieht ihm recht, es war ja eister alles schön, was der hübsch Meirädel ang'stellt hat." „Weißt was," sagte der Veri drauf, „einem solchen Buoben gehörte die Rute und das erst noch tüchtig." Wie sich der Veri nach diesen Worten umkehrte, so stand hinter ihm der Meirädl, der eben herbei gekommen war und Veris letzte Worte gehört hatte. Ihr könnt euch denken, was für Augen das Bürschlein machte und wie es den vorlauten Knecht nicht gar fryn anschaute. Der Veri kümmerte sich aber wenig drum und ging ruhig seines Wegs.

Mit dem Meirädl ist's aber drauf nicht besser geworden. An Kraft hat er freilich noch zugenommen, leider aber nicht an Verstand, und hätte es doch so notwendig gehabt. Bald machte er einen dümmern Streich nach dem andern. An allen Chilwenen und vor allen Meitlifenstern fing er Händel an, so daß man ihn nur mehr 's Dublen-Meinrads Cholderi nannte. — Wie er diesen Namen immer mehr verdiente, will ich euch später erzählen," sagte der Hülpi-Xaveri und stand auf. „Vielleicht komme ich am Nachmittag noch einmal herüber, jetzt muß ich heim, hab's dem Burdisack-Toni versprochen. B'hüet ech Gott mitenand."

III. Mit wem der Veri im Ghirmhüttli untergestanden ist.

Nach dem Zabig kam der Hülpi-Xaveri wieder zum „Nußdütschen" und kaum war er recht abgesessen, so fingen Buoben und Meitschi an zu mieden, daß er ihnen von des Dublen-Meinrads Meirädl weiter erzähle. Der Hülpi-Xaveri meinte aber, es wäre ihm lieber, er hätte mit der dummen G'schicht nie ang'fangen; es komme allerlei drin vor, was so junge Leutchen, wie der Melk und 's Kathrinili und 's Babili nicht zu wissen brauchten. Aber er habe einmal A gesagt, drum müsse er auch B sagen. Uebrigens könnten grad die Buoben etwas draus lernen, b'sunders was für Unheil ein Cholderi oft anrichte und wie er sich g'wöhnlich selber strafe. „He so no-so-deh," sagte also der Xaveri, „so loset jetzt weiter."

Der alte Dublen-Meinrad hat unsinnig wüst gethan, als er vernommen, wie sein schöner Muni erdrohlet sei und wie sein Buob selber das Tier über einen hohen Tossen g'sprengt habe. Er kam gleich tags darauf in die Alp und las dem Meirädl die Leviten, aber der Junge lachte dem Vater in's Gesicht hinein; er habe mit dem Muneli ja nur seinen G'spaß getrieben; es möge sich doch auch vertragen, deßwegen so wüst zu thun; es gebe noch andere Muni gnuog auf der Welt u. s. w. Wer aber dem Dublen-Meinrad die ganze Geschichte berichtet und nichts verheimlicht und vermäntelt hatte, das war der Veri gewesen. Das wußte der junge Meirädl. Jetzt hatte der Knecht böse Lebdig auf der Alp droben. Wo er nur immer konnte, suchte der Cholderi mit ihm anzubinden, ihn aufzuziehen und zu necken. Der Veri aber war arig gnuog, er ging dem Meirädl aus dem Weg, und that, als hörte er es nicht, wenn ihm dieser wüest sagte. Gottlob! es ging ja nicht mehr lange, so zog man wieder in den Boden hinab. Seinen Platz beim Dublen-Meinrad hatte der Veri auf den Herbst gekündet und zwar nicht nur deßwegen, weil er es neben dem Cholderi nicht mehr aushalten konnte; der Veri hatte im Stillen noch einen andern Grund, er wollte nämlich eine eigene Haushaltung gründen. Da er stets hauslich und sparsam gewesen war, auch etwas weniges ererbt hatte, so hatte er nach und nach einen hübschen Batzen Geld erhauset und dachte nun dran, ein Heimeli zu kaufen und zu bewirtschaften. Das Anneli auf'm Holderrainli brachte ihm einst auch noch öppis in's Haus und so hing Veris Himmel voll Baßgeigen.

Wer war aber das Anneli auf'm Holderrainli und war es mit dem Veri schon versprochen? Grad zum Versprechen war's zwischen Beiden noch nicht gekommen, denn der Veri hatte noch nicht 's Guraschi g'habt, das Anneli z'fragen und 's Anneli hat sich natürlich auch nicht selber angetragen. Ein braves Meitschi war es; grund-

brav, g'ſchaffig und fromm, das gerade Gegenteil von ſeiner jüngern, erſt achtzehn Jahre alten Schweſter, dem Seppeli. Wenn die Beiden am Sonntag zur Kirche gingen, ſo hätte man ſie kaum für Schweſtern gehalten. Anneli war ſehr einfach gekleidet, während das Seppeli aufgeputzt war, wie eine Stadtdame. Anneli hatte die Haare grad hindern geſtrichen, beim Seppeli hingen die Haarrölleli ſorgfältig geordnet über die niedere Stirn herab und während das Anneli wegem Beten den Gottesdienſt beſuchte, war es dem Seppeli mehr darum zu thun, ſich in ſeinen hübſchen Kleidern den Leuten und b'ſunders den jungen Buoben zu zeigen. Es gab auch genug Buoben in der Gemeinde, die dem närriſchen Holderrain-Seppeli nachenliefen und ihm den Hof machten, aber einer der eifrigſten war des Dublen-Meinrads Meirädl, der Cholderi. Freilich um's Seppeli umen hütete ſich der Burſche zu choldern und wenn er mit deſſen Mutter redete, da konnte er ſchier wie ein Heiliger thun. Die beiden Meitſchi auf dem Holderrainli beſaßen nämlich nur mehr die Mutter, der Vater war ſchon längſt geſtorben. Grad die Geſcheideſte war aber die Mutter nicht, ſie hatte am Seppeli den Narren gefreſſen, während ſie das Nänni nicht leiden konnte. Die Leute ſagten auch, die ältere Tochter habe mehr dem Vater nachg'ſchlagen, der ein grundbraver, bei allen Menſchen geachteter Mann geweſen war, das Seppeli aber glich der Mutter tupfeben. He ſo nu-ſo-deh, — das waren alſo die beiden Meitſchi auf'm Holderrainli und das ältere, das Anneli hatte den Veri gern und der fryn Veri konnte ſich ſchier kein größeres Glück denken, als wenn er das Anneli zur Frau bekäme.

Bei den Aelplern war zufällig auch der fryn Veri.

Wie aber die Beiden einander kennen gelernt haben, das muß ich denk auch noch ſagen. Etwa zwei Jahre früher, als die G'ſchicht mit des Dublen-Meinrads Stier vorgefallen war, ſind eines Tages die beiden Schweſtern nach Rickenbach gewallfahrtet und als ſie wieder heimgingen, in ein fürchterliches Wetter hineingekommen. Zum Glück waren ſie nicht weit vom Ghirmhüttli und ſuchten dort Schärmen. Im Ghirmhüttli aber ſaßen ſchon ein paar Aelpler. Als die Meitſchi zu ihnen kamen, fing einer gleich an, die Beiden zu necken und dumme Späße zu machen: ſie werden wohl um einen Mann gebetet haben, z'Rickenbach oben u. ſ. w. Das Anneli wurde füürchrebsrot und wäre gern in den Boden hineingeſchliffen, aber das Seppeli war gar nicht ſchüch, lachte aus vollem Halſe und gab gehörig umen. Bei den Aelplern war zufällig auch der fryn Veri und als die G'ſpäße immer gröber wurden und 's Anneli ſchier zu brieggen anfing, da wurde der fryn Veri doch taub und ſagte es den andern graduſen, wie es keine Art habe, ſo zu reden und ſo die Saumelchtern zu läuten. Das Anneli warf dem Veri einen dankbaren Blick zu und dieſer Blick hat ihm ein Loch in's Herz gebohrt und das Anneli iſt ſeither nicht mehr aus ſeinem Sinn gekommen. Bald darauf begegnete ihm dasſelbe wieder einmal, als Veri von der Alp heimgekehrt war und dankte ihm, daß er ſich ſeiner angenommen habe. Kurz und gut, ſeit der Zeit haben ſich die Zwei oft geſehen und der Veri iſt hie und da auf den Holderrain hinaufgegangen. Das eine Mal hat er nachgefragt, ob ſie kein junges Muschazeli hätten, im Spicher des Dublen-Meinrad ſeien ſo viel Mäuſe und er habe g'hört, auf'm Holder-

rain hätten ſie apparti gute Katzen. Ein anderes Mal fragte er nach, ob ſie Anken brauchen könnten zum Einſieden, der Dublen-Meinrad habe noch vorigen und möchte ihn gern verkaufen.“ Jetzt machte der Veri eine Pauſe, um zu verſchnaufen; der Vater merkte aber bald, was dem Erzähler fehle und nachdem 's Kathrini eine Maß Moſt zum z'Füſi auf den Tiſch geſtellt, bekam auch der Xaveri neues Leben.

IV. Wie der Veri unter die Nachtbuoben geraten iſt.

„Noch jemand anders,“ fuhr der Xaveri fort, nachdem er einen herzhaften Schluck genommen hatte, „noch jemand anders kam fleißig auf den Holderrain und hatte dort viel zu thun, und das war des Dublen-Meinrads Meirädl. Nachdem derſelbe einen Sommer lang z'Alp geweſen, wurde er im folgenden Herbſt drauf zum Aelplerbeamten gewählt. Er mußte daher ein Meitſchi haben für den Aelplertanz. Das Meitſchi, auf das es aber der Cholderi abgeſehen hatte, war Annelis Schweſter und das Seppeli war bald einverſtanden und griff mit beiden Händen zu. Die Mutter war vor Freude närriſch, daß ihre Tochter einen ſo vornehmen, ſo hübſchen und ſo reichen Liebhaber aufgegabelt hatte. Der Meirädl wurde gut aufgenommen, wenn er z'Stubeten kam, und das Seppeli konnte nicht genuog zuochen tragen, Mandelkernen und Baſlerläckerli, Roſoli und Zuckerzeug.

Das blieb natürlich nicht unbekannt; bald wußte es des Hornußen-Hanſen Wiſi und das Leimboden-Chlari, 's Endifinken-Babi und 's Brotſchi-Beth, und wie ein Lauffeuer kam es in der ganzen Uerthi herum, 's Dublen-Meinrads Buob ſei mit des Holderrain-Chlauſen Seppeli verſprochen und nächſte Faßnacht ſchon ſei die Heirat. Die Leute ſchüttelten den Kopf und meinten, das ſei allweg früh gnuog g'heiratet, keins von Beiden ſei zwanzig Jahre alt, die werden einander bald verleiden, daß Gott erbarm. Prügel werde das Seppeli öppe auch noch gnuog bekommen vom Cholderi und die roten Bäggeli werden ihm ſchon noch vergehen.

Solches und noch vieles andere redeten die Leute. Das mußte natürlich auch dem frynen Veri zu Ohren kommen, wenn er ſchon nicht mehr beim Dublen-Meinrad im Dienſt war und für ſich allein hauste. Das Anneli hatte es ihm geſagt und beide zuſammen erchlüpften beim Gedanken, einſt einen ſolchen Schwager zu bekommen. Man hörte eben allerlei, das deutlich genug bewies, daß der Meirädl immer noch der alte Cholderi ſei und die Buobenſchuhe noch nicht abgezogen habe. Seitdem man ab den Alpen gefahren war, kamen wieder allerlei Nachtbuobenſtücklein vor. Bald war während der Nacht ein Haag ausgeriſſen, ein Brunnentrog verſchleift oder ein Gaißſtall abgedeckt worden, bald fand man die Kühe in den Gäden losgebunden oder die Portli offen, wo Vieh in der Atzung war und einmal wurden ſogar den Roſſen auf der Allmeind die Schwänze abgeſchnitten. Man munkelte allerlei und hie und da hörte man ziemlich laut ſagen, da ſei gewiß des Dublen-Meinrads Cholderi nicht weit davon geweſen. Händel gab es auch genug und das Vorgruippen während der Nacht nahm immer mehr überhand. Einmal iſt ein Nachtbuob dem Schynigen-Franz bei finſterer Nacht, als er für ſeine Mutter ſel. den Herr zum Auströſten holen wollte, in die Beine geſchoſſen und hat ihn auf den Rücken geworfen. Der gute Franz war ſeither gar nicht mehr zweg und bekam zuletzt eine Rückenſchnurkrankheit, an der er als junger Familienvater nach jahrelangen Leiden ſtarb. Eine Zeitlang lief auch der Meirädl mit einem blauen Auge herum, es ſei ihm ein Dachziegel drauf gefallen, ſagte er, aber es glaubte es ihm niemand.

Nach drei Königen, anfangs der Faßnacht ging der Veri auch wieder einmal zum Anneli auf den Holderrain. Die Mutter und das Seppeli machten zwar chybige Geſichter und ließen es deutlich genug merken, daß ſie den Beſucher in's Pfefferland wünſchten. Das Anneli war freundlich, aber doch etwas einſilbiger als ſonſt und man merkte es ihm an, daß es etwas auf'm Herzen habe. Aber geſagt hätte es doch nichts, auch als die Mutter und das Seppeli zu Bett gegangen waren und es allein beim Veri in der Stube ſaß. Der Veri wußte aber gleichwohl, wie Mutter und Schweſter das arme Meitſchi traktierten, es ſeinetwegen verſchüpften und aushudelten, wo ſie nur konnten. Das müſſe ein Ende nehmen, dachte er bei ſich und heute noch müſſe ſich das Anneli entſcheiden, ob es ihn wolle, oder nicht. — Wie er ſo recht übelfeil war, wie er ſeine Sache vorbringen wolle, hinterm Tiſch auf der Bank hin und herrutſchte und mit dem Zeigfinger allerlei Figuren aus dem Moſt, den das Anneli beim Einſchenken verſchüttet hatte, auf den Tiſch malte, da klopfte es plötzlich ſo heftig an die Fenſter-

ſcheibe, daß die Beiden erſchrocken auffuhren. Draußen aber, auf dem Vorläubli ſtand jemand und rief: „Iſt der fryn Veri nid da? Er ſoll doch um der tuſiggottswillen g'ſchwind zum Griengruoben-Caſpar überen cho, 's iſt eine Kuh am Kalbern!“

Der Veri, gutmütig und dienſtfertig wie er war, beſann ſich nicht lange und ahnte nichts Böſes. Er ſprang ſofort auf und eilte hinaus. Das Anneli hatte nicht mehr Zeit, ihm zu zünden. Kaum war er aber zur Thüre hinaus, da hörte es einen lauten Schrei und einen Plumps, wie wenn ein ſchwerer Gegenſtand in's Waſſer fällt. Gleichzeitig erſchallte ein lautes Gelächter und ein hölliſches Gejohl, daß das Anneli unmäßig erchlüpfte und vor Schrecken das Licht fallen ließ. Zwiſchenhinein ſchrie eine heiſere Stimme:

Äs ſind zwäi Liäbſti zämä cho,
Abr ai gar nid hibſchi,
'S äint as wenä Däglſtock
'S andr wenäs Ditſchi!

's Anneli taſtete ganz ſturn in der Stube herum, ſuchte Zündhölzli und fand keine, endlich entdeckte es ſolche auf der Herdblatte und machte Feuer. Wie es aber zur Hausthüre herauszündete, ſtieß es erſchrocken einen Schrei aus. Die hölzerne Hausſtiege, welche zum Vorläubli hinaufführte, war weggenommen und an deren Stelle ſtand die große Waſchſtande mit Gülle gefüllt. Offenbar hatten die Nachtbuoben die Stande aus dem nahen Waſchhüsli leiſe herbeigebracht und ſie, nachdem ſie die Stiege entfernt hatten, ſo aufgeſtellt, daß der Veri, wenn er zur Hausthüre hinauskam, hineinſtürzen mußte. Aber wo war jetzt der Veri? — Niergends zeigte ſich eine Spur von ihm. Hatten ihn die Nachtbuoben gepackt und fortgeſchleppt? Eine namenloſe Angſt überfiel das Anneli, es lief zur Mutter in die Kammer und weckte ſie. Mit haſtigen Worten erzählte es, was vorgefallen war und ſelbſt die Mutter und das Seppeli hatten Mitleid mit ihm und dem armen Veri. Das Seppeli aber ſagte leiſe und ängſtlich zu ſich ſelber: „Wenn nur der Meirad nicht bei ihnen iſt!““

Der Hülpi-Xaveri machte eine Pauſe und 's Babeli meinte, es ſei Zehn gegen Eins zu wetten, daß niemand anders, als des Dublen-Meinrads Buob dem Veri dieſen Streich geſpielt habe. Aber der Xaveri ſolle doch im Erzählen fortfahren, er werde wohl wiſſen, wie es dem Veri weiter ergangen ſei und das wundere ſie doch auch.

„Für heute thut's es,“ ſagte der Hülpi-Xaveri und ſtand auf. „Wenn morgen wüſt Wetter iſt, ſo komme ich gegen Abend wieder zu euch und will euch dann b'richten, was weiter geſchehen iſt. Für heut', gute Nacht mitenand!“

Wie es zur Hausthüre hinauszündet, ſtieß es erſchrocken einen Schrei aus.

V. Wie's dem Veri weiter ergangen iſt und warum 's Anneli eine Wallfahrt verſpricht.

Das Babeli konnte des andern Tages den Abig ſchier nicht erwarten, bis der Hülpi-Xaveri endlich nach dem Eſſen kam und ſich zu uns ſetzte. Natürlich war Babelis erſte Frage, wie's dem Veri g'gangen ſei am ſelben Abend, wo ihn die Nachtbuoben unſen g'ſprengt und ihm die Falle geſtellt haben, daß er in die Waſchſtande fiel. Der Hülpi zog ganz gemütlich ſein Pfeifchen hervor, ſtopfte und zündete es an, dann endlich fuhr er in ſeiner Erzählung fort. „Ja, ja, dem Veri, dem iſt's ſchlecht gegangen am ſelben Abend, er iſt nicht nur wüeſt in die Gülle inen

gumpet, ſondern er iſt dabei auch ſo unglücklich g'fallen, daß er ein Bein brach und ſich ſonſt noch nicht wenig verletzte. Er ſchrie um Hilfe, aber die Nachtbuoben, es mögen ihrer drei oder vier geweſen ſein, ſchrieen und brüllten wie beſeſſen und lachten den Veri nur aus. Nachdem ſie den armen Tropf geneckt und verſpottet hatten, packten ſie ihn bei Arm und Beinen, riſſen ihn aus der Stande und riefen höhniſch: „Mer wend dich jetzt abtröchnen!“ Drauf zogen ſie den armen, jammernden Veri durch's Geſtrüpp und über Stock und Stein den Rain hinunter und ließen ihn dort geſchunden und zerquetſcht halbtodt am Boden liegen.

Eine Zeitlang muß der Veri ganz bewußtlos dagelegen ſein — endlich kam er wieder zu ſich. Wie er ſpäter ſelber erzählte, ſuchte er weiter zu ſchnaggen, vermochte aber kein Glied zu rühren und mußte ſo die ganze Nacht in ungeheuren Schmerzen liegen bleiben, bis am Morgen um 4 Uhr des Ruoßdili-Caſpers älteſter Buob, der Marti zum Hirten ging. Die hatten nämlich ihr Vieh im Zopfweid-Gaden eingeſtellt. Veri war halb erfroren und das linke Bein war ſo hart geſchwollen, als es die Haut aushielt. Marti lief ſofort heim und weckte den Wiſel und dieſe zwei Brüder machten nun eine Art Tragbahre zurecht und trugen den jammernden Veri heim auf die Gutſchen in der Stube. Der Ruoßdili-Caſper, der inzwiſchen auch aufgeſtanden war, ſchickte ſofort einen ſeiner Buoben zum Doktor. Sobald dieſer gekomuen war und den Veri unterſuchte, ſo zeigte es ſich, daß der arme Tropf das linke Bein gebrochen hatte und zudem war es ein Doppelbruch und das Bein ſchon ſo angeſchwollen, daß man dem Veri Strumpf und Hoſenbein mit einem Hegel aufſchlitzen mußte. Auch andere nicht unbedeutende Wunden hatte der Veri beim Umenſchleipfen durch die Nachtbuoben erhalten und der Doktor ſagte gleich, es gehe, wenn's wohl wolle, mindeſtens zwölf Wochen bis der Veri wieder zweg ſei und dann ſei es erſt noch ungewiß, ob dieſer nicht für ſein Lebtag eine Letzi davon tragen müſſe. Der Ruoßdili-Caſper war ein braver und ächt chriſtlicher Mann und da er wußte, daß der Veri ein lediger Buob ſei und niemanden daheim habe, der ihm luogen und die Abwart machen könnte, ſo behielt er den Kranken bei ſich im Hauſe und ließ ihm im Stübli ein Bett aufſchlagen und ſeine Frau, die Kathriſeppä pflegte ihn, wie ihr eigenes Kind.

Hie und da kam auch das Anneli vom Holderrain zuochen, nachdem es erfahren hatte, daß der Veri bei des Ruoßdili-Caſpers krank ſei, um zu luogen, was er mache. Das waren allemal für den Veri freudige und doch auch wieder recht traurige Augenblicke. Das Anneli, ohnehin kein ſtarkes, war ſeit dem Chlupf an jenem Abend gar nicht mehr zweg. Zuerſt hatte es keinen Appedit und es drückte ihn's auf dem Magen. Am Abend fröſtelte es, nachendanen fing es an zu hüeſteln und ſpie ſogar hie und da etwas Blut.

Aber das gute Meitſchi dachte nicht an ſich und ſeine Geſundheit; wenn nur der Veri wieder zweg ſei, dann ſei ihm alles gleich, ſagte es. Seinetwegen ſei der Veri unglücklich geworden und es wollte gern, weiß Gott was thun, wenn er nur wieder g'ſund würde. Und damit das geſchehe, hatte es ſelber eine Wallfahrt zur Mutter Gottes auf Rickenbach verſprochen und ſieben hl. Meſſen für die armen Seelen.

Natürlich blieb das Nachtbuobenſtückli mit dem frynen Veri nicht unbekannt, es wurde ſogar polizeilich geklagt und der Veri auf ſeinem Schmerzenslager verhört, aber was wollte er ſagen? Es war am ſelben Abend ſo dunkel geweſen, daß Veri keinen ſeiner Angreifer zu erkennen vermochte; den Stimmen nach hätte er wohl gemeint, es ſei dieſer und jener, unter ihnen namentlich auch der Meirädl, aber Beſtimmtes dürfte er doch nicht behaupten. Auf dieſes und noch andere Angaben hin, wurden einige junge Burſchen, unter ihnen auch der Cholderi, eingeſteckt. Aber die Nachtbuoben verrieten einander nicht, aus dem Meirädl war nichts heraus zu bringen, er muggete nur etwas, wenn ihn der Polizeidirektor fragte. Als er, um ihn mürbe zu machen, acht Tage lang nur Waſſer und Brod bekam und in den Turm appen g'hyt wurde, da machte er erſt recht den Grind und ſagte gar nichts mehr. Nach vier Wochen Unterſuch wurde der Cholderi mit Verdacht entlaſſen, ſeine Kameraden hatte man ſchon früher laufen laſſen. Nach und nach kam die Sache wieder in Vergeſſenheit, die Leute hatten bald wieder über etwas anderes zu reden und ſo dachte an den Veri niemand mehr.

Drei Monate lang hatte der Kranke gelitten und geduldet, endlich ging es beſſer, er erholte ſich wieder, aber grüſeli langſam. Beim Ruoßdili-Caſper war er nur etwa 14 Tage gelegen, dann hatte man ihn in den Spital gebracht, wo es

ihm an guter Pflege nicht fehlte. Als der Austagen da war, konnte der Veri wieder ein wenig umenhülpen, aber an's Heimgehen, oder gar an's Schaffen durfte der Arme noch lange, lange nicht denken. Die Koſten für ſeinen Aufenthalt im Spital fielen ihm daher immer ſchwerer und er ſah, wie ſein mühſam erhauſetes Geldlein immer mehr zuſammenſchrumpfte. Damit ſchwand die Hoffnung, das Anneli zu heiraten, zumal da er ja ein Krüppel war und das gute Meitſchi ſelber kränkelte. Das machte dem armen Veri ſchier mehr Kummer, als alles andere und oft ſaß er ſtundenlang im Lehnſeſſel neben dem Bett, ſtierte in den Boden hinein und überließ ſich trübſelig ſchwarzen Gedanken.

Inzwiſchen war auch der Sommer genaht und die Aelpler fuhren z'Alp; da wollte dem Veri ſchier das Herz brechen, wenn er ein Senten vorbeifahren und die Schellen und Triechlen erklingen und die Sennen luſtig jauchzen hörte.

Auch des Dublen-Meinrads Meirädl war wieder z'Alp gefahren und die Leute im Boden waren froh, daß der Cholderi wenigſtens für eine Zeitlang fort war. In allen Wirtshäuſern hatte er Händel angefangen, überall, wo es Prügel gab, war er dabei geweſen, der Erſte beim Austeilen, aber auch nicht der Letzte, wenn ſie wieder umen gegeben wurden.

Als der Herbſt gekommen war und der Veri ſich ſo weit erholt hatte, daß er ſeine Behauſung beziehen und ſich ſelber verpflegen konnte, da dachte das Anneli daran, ſein Verſprechen zu halten, zumal, da es ihm den Sommer über mit der Geſundheit etwas beſſer gegangen war. Merkwürdiger Weiſe wollte auch das Seppeli mit, aber lieber nicht an einem g'wöhnlichen Werktag, ſagte es. Es wollte am liebſten an einem Feiertag nach Rickenbach wallfahrten, z. B. an Mariä Geburt, und droben z'Predigt und im Amt ſein; die Kloſterfrauen könnten ſo apparti ſchön orgeln und ſingen, hab' es gehört. Das Anneli hatte freilich keine Ahnung, warum ſeine Schweſter präzis am Muttergottestag nach Rickenbach hinauf wollte; hätte es aber nur ein wenig nachgedacht, ſo wäre ihm vielleicht in den Sinn gekommen, wie an dieſem Tage auch die Aelpler in die Kapelle zum Gottesdienſt kommen mußten und wie's am Nachmittag gewöhnlich im Wirtshaus luſtig herging. Gewiß hatte der Meirädl ſchon b'richtet und das Seppeli b'ſtellt; aber das gute Anneli merkte nichts und um ſeiner Schweſter gefällig zu ſein, ſtimmte es ihrem Plane bei.

VI. Ein Muttergottes-Tag und wie er geheiliget wurde.

In Rickenbach hatte es am Feſte Mariä Geburt unvernünftig viel Volk; die ganze Kapelle war g'ſtecket voll und der Siegriſt mußte auch noch die Seitenthüre aufthun, weil noch viele Leute draußen ſtanden und die Predigt anhören wollten. Selbes Mal hat ein Kapuziner gepredigt und im erſten Teil geſagt, warum man Maria verehren müſſe; im zweiten Teil ſprach er davon, wie dieſe Verehrung beſchaffen ſein ſolle. Dabei gab der Prediger ganz deutlich zu verſtehen, wie ſchändlich es ſei, wenn ſogar an Muttergottes-Feſten und an Wallfahrtsorten Händel und Streitigkeiten an der Tagesordnung ſeien. Wie vom Händeln die Rede war, da ſteckten die Aelpler ihre Köpfe zuſammen und der Toni gab dem Sepp-Migi, welcher ſanft eingeſchlummert war, einen gehörigen Puff und ſagte leiſe zu ihm: „Jetzt chunt's!“ Der Meirädl im hinterſten Stuhl zupfte den Gnurggi-Wiſel am Aermel und ſtreckte den Hals, wie ein Huhn beim Waſſerſaufen. Der Prediger aber fuhr fort und ſagte, es ſei doch kurios, daß es Leute gebe, die am Morgen in die Kapelle kommen und beten: „Heilige Mutter, erflehe mir Geſundheit!“ und am Nachmittag ſchlagen ſich die gleichen Menſchen halb z'tod. Ein anderer bete: „Hilf mir, Gnadenmutter! daß ich Glück habe mit dem Viehſtand und aus meinen Schulden herauskomme!“ Der Gleiche aber verluodere am nämlichen Tag ſein Geld im Wirtshaus, fange Händel und Prozeſſe an und wolle lieber ſeine beſte Kuh dran ſetzen, als nachgeben und Frieden machen. Noch allerlei ſagte der Kapuziner vom Heiland am Kreuze und von der Mutter Gottes unter dem Kreuze und den Juden in der Nähe des Kreuzes, von ihrem Schelten, Spielen und Fluchen. Da hat der Eine und Andere gedacht, der Geiſtliche habe nicht ſo Unrecht. Er iſt darum nach dem Gottesdienſt ſtill heimgegangen oder hat ein Schöpplein getrunken im Kreuz drüben und nicht mehr und iſt nachher ruhig ſeinen Weg gewandert.

Der Meirädl aber und ſeine Kameraden hatten ſich die Predigt bei weitem nicht ſo zu Herzen genommen. Schon in der Kapelle hatten ſie genug zu luogen und einander z'ſtüpfen, als ſie die beiden Holderrain-Meitſchi erblickten.

Von der Predigt hörten sie nicht mehr viel und was sie noch hörten, fiel auf felsenharten Boden. Nach dem Gottesdienste paßte der Meirädl natürlich auf die beiden Schwestern und als sie zur Kapelle herauskamen, war er gleich bei ihnen und lud sie ein, mit ihm in's Wirtshaus zu kommen. Das Anneli wollte absolut nicht; sie müßten heim, sagte es; sie hätten es der Mutter versprochen und die warte mit dem z'Mittag auf sie. „Ihr werdet doch nicht nüchter den Berg appen wollen, das lasse ich nicht zu!" eiferte der Meirädl. „Wir haben etwas genommen, als wir herauf gekommen sind," sagte das Anneli, aber das Seppeli fuhr ihm gleich übers Maul. „Mag sich wohl vertragen, wegen dem Löffel voll Suppen und Brösmeli Käs und Brod. — Ich hab' einmal Hunger und Durst bekommen vom Beten. Meinetwegen geh' du nur heim, ich finde nachher den Weg schon allein." Ob diesen Worten seiner Schwester erschrack das Anneli. Um alle Welt wollte es das Seppeli beim Meirädl nicht allein lassen; drum machte es aus der Not eine Tugend, gab nach und ging mit. Ich denke aber fast, 's Seppeli und der Meirädl hätten es lieber gesehen, wenn 's Nänni nicht mitgekommen wäre.

Im Kreuz waren schon viele Leute, meistens Aelpler beisammen und als des Dublen-Meinrad's Buob mit den beiden Meitschenen erschien, streckte Alles die Hälse. Das schien dem Cholderi zu gefallen; gravitätisch schritt er durch die Wirtsstube hindurch, nahm an einem Tische an der Wand Platz, und bestellte Suppen und Schafbratis, Roten und Nachtisch. Die Gläser wurden zuerst halb mit Zucker gefüllt, dann der schwere dicke Italiener eingeschenkt und so, mit Zucker vermischt, getrunken. Das Seppeli war bald g'fürigrot, wie ein Ziegeldach und selbst das Anneli, das nur ganz bescheiden vom Wein versuchte, bekam nach und nach rote Backen. Dran mochte wohl die Hitze in der Stube, aber auch noch etwas anderes schuld sein. Am andern Tisch saß nämlich der Dudelsack-Heiri und sang allerlei Liedli; eben gab er wieder eins zum besten:

„Gottlob und Dank
Bi nimmä chrank!
Mag wieder äs Bitzili ässä.
Ha usmä Viärtel Chnöpfli g'macht
Und alli suiber g'ässä."

Das Anneli meinte fast, das Liedli gelte ihm, drum wurden seine Backen so rot. Jetzt ging's Zimmer lauter zu. Bald kamen Meirädls Kameraden und setzten sich an den gleichen Tisch. Der Meirädl aber saß obenan, wie ein Landammä, kommandierte und führte das große Wort und stürzte ein Glas Roten nach dem andern hinunter. In einer Ecke saß der Landjäger und erzählte seinem Tischnachbar, wie er da sei, um eine kompakte Ordnung aufrecht zu erhalten. Wo der Cholderi umen sei, da dürfe man nicht trauen. Der Meirädl aber schimpfte, als er den Landjäger sah: „Was hed der da obe z'thuo? der hätt' chönne drheime blibä!" Immer neue Gäste rückten an. „He da, Tönel, Migi, Jaggi, hierher, hier ist noch Platz!" schallte es den Eintretenden entgegen. „Nur hie zuoche!" brüllte der Cholderi und rückte auf die Seite. Immer mehr füllte sich die große Wirtsstube und dem Anneli wurde es immer ängster, immer heißer. „Jetzt müeßen wir aber g'wiß heim," sagte es, „was wird au d'Muotter sägä, wemmer so lang nid chömmid." „Miera," lachte 's Seppeli, „mier isch hie wohl gnuog; ich dänkä, mier chemid eister nu tags dr Berg abbe." „Mier miend gwiß hei," sagte nochmals 's Anneli, „mier wird's schlecht i dem Glärm, i der Hitz!" Dabei fuhr es mit dem Nastuch nach den Augen, aber der Meirädl lachte und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Jetzt äxtra nu ä Halbi — hüt bin ich Meister!"

Am andern Tisch saß des Steffennazis Karli; er hatte schon lang dem Meirädl und den beiden Meitschenen zugluogt und mit seinen Nachbaren hibscheli g'redt und g'lacht. Der Dudelsackheiri saß auch bei ihnen — jetzt kehrte er sich um, und sang gegen Meirädl's Tisch hinüber:

„Mi Schatz isch än Ängl,
Äs wunderscheens Chind,
Hed fürroti Bäggili
Und Rellili am Grind."

Schallendes Gelächter belohnte den Sänger; der Meirädl aber biß die Zähne zusammen und ballte die Faust. Plötzlich stand des Steffennazis Karli auf, nahm sein Glas und forderte die beiden Holderrain-Meitschi auf, ihm Bescheid zu thun. Drauf kam er auch zum Meirädl und pütschte mit ihm an. „Hest hübschi Meitschi bie dr! Wo hesch die ufgablet?" „Das gad di nid a, weisch!" gab Meirädl zurück. „He, he! Nur nid so hitzig!" lachte der Karli. „Hesch guot g'alped hür?" „'s passierd," erwiederte der Cholderi, „aber ich dänkä, wenn mer's besser verstande hättid z'tribe, oder besser g'wißt z'unkle, 's wär au besser gangä!" Das

war ein Schimpf, den der Karli wohl verſtand, aber er ſagte nur: „Mach' keine Dummheiten!“ „Ich mache keine Dummheiten!“ ſchrie Meirädl. Da ſchallte ein langgezogener Ton, wie das Brüllen eines Stieres vom andern Tiſch herüber und „der Muni, der Muni!“ lachte und tobte die Menge. Der Meirädl zitterte an allen Gliedern voll Aufregung, — da flog, von unſichtbarer Hand geworfen, ein Mandelkern daher, dem Cholderi mitten in's Geſicht. Wüthend ſprang der Getroffene auf, ergriff ſein Glas und ſchlug damit dem ahnungsloſen Karli auf den Kopf. Jetzt brach der Sturm los; die beiden Meitſchi ſchrieen laut auf und flohen zur hintern Thüre hinaus. Der Meirädl mit ſeinen Kameraden ſtürzte ſich auf den Karli und die Aelpler, welche zu ihm ſtanden. Tiſche wurden umgeſtoßen, Gläſer und Flaſchen zerſchlagen, Stuhlbeine ausgeriſſen, es hagelte Schläge und in der Ecke ſtand der Landjäger und ſchrie in den Tumult hinein: „Händ dr Friede! Kompakte Ordnung!“ „Uiſä, uiſä mit'm Cholderi, g'hiädä uiſä!“ ſchallte es und Tatz auf Tatz flog der Meirädl zur offenen Stubenthüre hinaus.

Sie führten ihn zum Brunnen hinter der Kapelle.

Gefährlich war's nicht gegangen, der Cholderi hatte ein paar Tüchtige hinter die Ohren bekommen und blutete aus der Naſe, aber ſonſt war ihm nichts weiter geſchehen. Wütend ſprang er vom Boden auf und wollte gleich wieder in die Stube hinein, — aber die andern Burſchen, denen die Geſchichte nicht recht war, hielten ihn feſt und führten ihn zum Brunnen hinter der Kapelle, damit er ſich das Blut aus dem Geſichte waſche.

Am Brunnen ſtanden auch die beiden Meitſchi, vor Angſt zitternd, und baten unter Thränen den Meirädl, er ſolle doch der tuſiggottswillen nimmä inä gah. „Äxpräß gangi, die Hudelhünd hend mer nid vorz'ha, die Schelmä! Inä wil-i!“ Während der Cholderi ſo aufbegehrte, kam der Landjäger aus dem Wirtshaus und ſuchte ihn zu beſchwichtigen. „Sei vernünftig Meinrad!“ ſagte er, „es iſt wegen der kompakten Ordnung. Mach' keinen Grampol. Luog, wenn's nicht aufhört, ſo muß ich chlagen, dann gibt's Prozeß und G'ſchichten.“ „Miera gäbs G'ſchichten, mi Alte iſt richä gnuog, dene Hudle dä Prozäß z'mache — und du heſt mer nid z'befäle, mit diner vertrakte Ordnig!“ So wurde lange hin und hergeſtritten. Auf einmal zeigte ſich der Cholderi ganz ruhig. Er ſagte den beiden Schweſtern, ſie ſollten jetzt heim, er gehe auch gleich in d'Alp zurück. Wirklich verabſchiedete ſich der Meirädl von den beiden Schweſtern; dieſe gingen langſam den Berg hinunter, während er ſelber den Weg nach dem Steinalperwald hin einſchlug.

Für ein Stündchen war Ruhe in der Wirtsſtube eingetreten. Des Steffennazis Karli hatte eben ſein Schöppli ausgetrunken, war aufgeſtanden und wollte gehen, da erſchien plötzlich der Cholderi wieder unter der Thüre. Er hatte inzwiſchen Hilfstruppen geworben und war mit fünf, ſechs handfeſten Aelplern zurückgekehrt, um ſich zu rächen. Trotzig ſetzte er ſich mit ſeinen Begleitern an den Tiſch, ohne den Karli zu grüßen und als dieſer ſich zum Gehen anſchickte, rief er ihm höhniſch zu: „Gält, dui gahſt! Heſt kei Guraſchi meh? Iſt d'r 's Härz i d'Hoſe g'hid!“ Auf dieſe Worte hin drehte ſich der Karli wieder um und nahm nochmals Platz. „Meinſt öppe ich verchlüpfe ab ſo eim, wie dui?“ ſagte er und beſtellte eine Halbi Roten. Jetzt gab ein

Wort das andere; da wurde der Karli auch wild: „Dui witt halt nur Händel!“ schrie er, „aber weißt was, mier chauſt's nid mache, wie dem fryne Veri! — Mich g'hiſt nid i d'Gülle, Cholderi!“ Jetzt ging's los. „Was hani g'macht?“ brüllte der Meirädl. „De Veri heſt dui g'lähmt, — das heſt! I cha's bewiſe! Da, dr Landjäger g'hört's — i ſäg es nu einiſt: de Veri heſt g'lähmt, dui Nachtbuob!“ Jetzt ſtürzte der Cholderi mit ſeiner Bande auf den Karli los, dieſen unterſtützten hinwiederum ſeine Kameraden — bald wälzte ſich ein förmlicher Knäuel von Ringenden durch die Wirtsſtube. Man brüllte und ſtampfte, fluchte und ſtöhnte. Was nicht niet- und nagelfeſt war, wurde von den Wänden geriſſen und damit der Karli und ſeine Genoſſen triſchagget. Der Landjäger ſchrie aus vollem Halſe: „Händ de Friede, ihr Lüt, und kompakte . . . .!“ Er konnte nicht mehr ausreden — ſondern lag bereits, von einer ſtarken Fauſt getroffen, unterm Tiſch. „Jeſus, Maria!“ ſchrie plötzlich der Karli, „ich ha ne Stich!“ und ſank todtenbleich zu Boden. Da ſtutzte der Meirädl, da ſtutzten ſeine Kameraden. Der Wirt und die andern Aelpler eilten auf den Karli zu, der Landjäger unterm Tiſch richtete ſich langſam auf — ein Stillſtand trat ein, plötzliche Ruhe . . . Jetzt zog ſich der Meirädl mit ſeinen Begleitern zurück — mit zerriſſenem Hemde und zerſchlagenen Gliedern; er war wieder einmal Meiſter geworden, aber wie?“

Dem Hülpi-Xaveri war ſein Pfeifchen ausgegangen. Er zündete es nicht mehr an, ſondern ſagte uns gute Nacht, nachdem er verſprochen, am folgenden Abend ſeine Erzählung zu beenden.

VII. Gottes Mühlen mahlen langſam, aber ſicher.

Als der Hülpi-Xaveri am folgenden Abend ſein Pfeifchen geſtopft und ſich bequem zurecht geſetzt hatte, fuhr er in ſeiner Erzählung fort: „Man ſagt allemal, „„der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht““ und „„Gottes Mühlen mahlen langſam, aber ſicher““. Das hat ſich an des Dublen-Meinrads Meirädl offen gezeigt. Hört nur, wie's weiter gegangen iſt. Todtenbleich lag des Steffennazis Karli auf'm Boden der Wirtsſtube zum Kreuz in Rickenbach. Er hatte einen Stich in den Bauch bekommen, auf der linken Seite. Es floß etwas Blut aus der Wunde, beſonders wenn man drückte. Sofort ſchickte man nach dem Dokter und als dieſer denſelben Abend noch auf den Berg hinauf kam, fand er den Karli von einem ſtarken Froſt ergriffen, und von heftigem Erbrechen geplagt. Es ſei eine Bauchfellentzündung hinzugetreten, ſagte der Doktor, das ſei gefährlich. Uebrigens hätte der Karli am Stich allein ſchon grad todt auf dem Platze bleiben können. Viele Wochen ſchwebte Karli zwiſchen Leben und Tod, erſt nach einem Vierteljahr wurde es allmälig mit ihm beſſer. Unterdeſſen war der Meirädl wieder auf'm Rathaus droben; dort war er ja ſchon bekannt mit der Gegend. Wieder gab es lange Unterſuchungen und Verhöre, wieder muggete der Meirädl etwas umen und ſuchte ſich herauszuwinden, aber es gelang ihm ſchlecht. Viele Zeugen wurden vorgeladen, auch der fryn Veri mußte in's Verhör und die ganze Nachtbuobengeſchichte vom vergangenen Winter kam wieder auf's Tapet. Ich will's kurz machen und gleich ſagen, wie der Prozeß endigte. Der Meirädl konnte ſich nicht ſauber waſchen, er kam gehörig in die Patſche. Dem Veri mußte er den ganzen Doktorlunten, die Verpflegung im Spital und eine ſchöne Summe Schmerzengeld zahlen. Die Schlägerei auf Rickenbach und die Verwundung Karlis kam vor's geſchworne Gericht, das den Meirädl als der That unter mildernden Umſtänden, weil er gereizt worden ſei, ſchuldig erklärte und neben anderem zu einer Entſchädigung von 1500 Franken an den Karli verurteilte. Die Leute ſchimpften und meinten, der Cholderi hätte in's Zuchthaus gehört und der alte Dublen-Meirad that wie unſinnig, er zahle nichts für ſeinen Buob, der könne es im Zuchthaus abverdienen. Wie es aber ernſt wurde, that er doch ſeinen Geldſäckel auf und blechete für ſeinen ungeratenen Sohn; vielleicht iſt es ihm in den Sinn gekommen, er ſei eigentlich ſelber ſchuld, daß der Meirädl nicht beſſer ausgefallen ſei. Zu den Aelplern ging der Cholderi nicht mehr, aber untereiniſt verkündete der Pfarrer am erſten Sonntag in der Faßnacht den Meirädl und das Holderrain-Seppeli als Hochzeiter. Daß über die Zwei viel g'redt wurde, brauche ich nicht zu ſagen; Hübſches war's wenig, was man von dem Päärchen ſagte, aber die Leute haben auch gar böſe Mäuler. Beim Hochſig gings gar vornehm her; da gab es allſis gnuog und getanzt wurde auch bis zum frühen Morgen. Die Holderrainfrau war auch dabei und aufgeputzt, wie ein Pfau, während das Anneli daheim im Bette lag und grüſeli elends und

ſchwachs um baldige Erlöſung betete. — Noch jemand fehlte beim Hochſig und das war der Dublen-Meinrad. Seit ſein Buob gerichtlich beſtraft worden war, war der Vater gar nicht mehr zweg, fiel aus den Kleidern und ging umher, wie der Schatten an der Wand. Selbſt am Geld hatte er keine Freude mehr. So lange ſein Meinradli noch klein war, hat er gehauſet und geſpart, als aber der Buob älter geworden war, da ging's mit dem Vermögen hinderſi, er kümmerte ſich um nichts mehr und war endlich froh, daß ſein Stündlein ſchlug. —

So kam das junge Paar bald in's Leid. Zuerſt ſtarb das Anneli und hinter ſeinem Sarge ging der fryn Veri und brieggete wie ein Kind." — Der Hülpi-Xaveri hielt inne und klopfte ſein Pfeifchen aus. In der Stube war es müüſeliſtill — und 's Babeli wiſchte ſich mit der Hand die Augen, als wäre das Anneli ſeine eigene Schweſter geweſen. Der Hülpi-Xaveri aber hatte lange an ſeiner Pfeife umen zu ſtopfen und zu putzen, — bis er endlich wieder weiter fuhr: „Auch der Dublen-Meinrad iſt bald darauf erlöst worden, und der Meirädl und 's Seppeli haben nicht gar faſt briegged, ſich aber um ſo mehr im Stillen auf das hübſche Erbe und die Säcke voll Dublonen g'freut. Wie machten aber die jungen Leute große Augen, als ſich zeigte, daß faſt gar kein baares Geld vorhanden, die Zinsbücher gar nicht in der Ordnung und alles drunter und drüber war. Jetzt ging das Lamentieren los und der alte Meinrad blieb unterem Boden nicht ſicher. Die Schwiegermutter ſtüpfte und ſtichelte, das Seppeli jammerte und jauſelte, der Meirädl war taub und gab keinem ein rechtes Wort. — Ein halbes Jahr verging, da hieß es auf einmal, des Dublen-Meinrad's Hof ſei verkauft und der Meirädl ziehe mit ſeiner jungen Frau zur Schwiegermutter auf'n Holderrain.

Aber auch auf dem Holderrain blühten dem Meirädl keine Roſen. Je mehr ſich Seppeli als junges Meitſchi aufgeputzt hatte, um ſo ſchmutziger war es jetzt als Hausfrau. Von der Haushaltung verſtand es nichts und zum Arbeiten war es zu faul. Schimpfte der Mann, ſo henkte es ihm das Maul an, und dieſer gab nicht vor und nach, ſondern cholderte und polterte und ſchlug mit den Fäuſten drein. Die Kinder ſtarrten vor Unrat und im Hauſe ſah es aus, wie in einem Hühnerſtall. In Alles hinein regierte die Schwiegermutter und wenn die Weiber zuſammenſtanden, zog ſogar der Cholderi nicht ſelten den Kürzern.

Das ſchwere Steinfuder glitt plötzlich ſauſend vorwärts.

So hatten die beiden den ſiebenjährigen Krieg mit einander bereits durchgemacht und beſſer war es nicht geworden, wohl aber von Tag zu Tag ſchlimmer. Wieder war der Winter gekommen und auch die Zeit war nicht mehr ferne, wo vor 10 Jahren der fryn Veri von den Nachtbuoben über den Holderrain hinuntergedröhlt worden war, als der Meirädl eines Morgens früher als gewohnt zur Arbeit ging. Unten am Rain ſtand ein Gädeli, das dem Meirädl gehörte, aber ſchon lange einzuſtürzen drohte. Endlich nach jahrelangem Zögern hatte ſich der Beſitzer entſchloſſen, am nächſten Frühling dasſelbe zweg machen zu laſſen. Schon waren die Steine hinterem Gaden auf'm Holderrain geſprengt und mußten nur noch den Rain hinuntergeſchlittelt werden. Da der Cholderi keinen Arbeiter anzuſtellen vermochte, ſo wollte er die Arbeit ſelber beſorgen und belud

den Schlitten tüchtig mit Steinen. Es war grimmig kalt, der Boden hartgefroren. Meirädl hatte sich mit einem Schnaps gestärkt, denn seine Frau war noch nicht aufgestanden und kein Kaffee bereitet. Mit Anstrengung aller Kräfte brachte er den Schlitten bis zur Stelle, wo der Rain sich zu senken begann, ein Ruck noch und das schwere Steinfuder glitt plötzlich sausend abwärts. Meirädl stemmte sich mit aller Kraft, um dasselbe in seiner Gewalt zu behalten, umsonst, immer rasender trieb die schwere Last vorwärts, jetzt ein gewaltiger Ruck — und der Schlitten fuhr krachend an einen aus dem Boden vorstehenden Felsblock, dröhnend rollten die Steine vom zerschellten Schlitten nnd wälzten sich polternd über den unglücklichen Fuhrmann dahin. — Mit Blut überströmt, vom Steingerölle halb bedeckt lag Meinrad am Fuße des Rains, auf den Trümmern des geborstenen Schlittens, stöhnend und ächzend; eine der Stellstangen war dem Unglücklichen tief in den Unterleib gedrungen. Bis zum Zopfweid-Gaden drang der Jammerruf des mit dem Tode ringenden Meirädl; rasch eilte von dort Hilfe herbei — doch zu spät. Entsetzliche Angst und Todesschrecken verzerrten das Antlitz des Sterbenden. — „Jesus, Maria, jammerte er .... ich ha's verdient — hier — ist auch der Veri gelegen!.." Das waren Meirädl's letzte Worte. — Als der Pfarrer, den man rasch herbeigeholt hatte, ankam, stand er vor einer Leiche."

Der Erzähler schwieg, er hatte geendet. Gottes furchtbares Strafgericht hatte auf uns alle einen tiefen Eindruck gemacht — nur der Gedanke tröstete uns, daß der arme Sünder nicht ohne Reue gestorben sei. — „Und der Veri?" fragte endlich der Vater nach langem Schweigen — „was ist aus dem Veri geworden?" „Der Veri?" fuhr der Hülpi nach einigem Zögern fort. „Der Veri blieb ledig, nachdem ihm der liebe Gott sein Anneli genommen hatte. — Er behielt ein krummes Bein sein Lebenlang, aber auch ein gutes Gewissen, weil er keinem Menschen etwas zu Leid that und kein Cholderi war. Jetzt wißt ihr auch warum er heute noch der Hülpi-Xaveri heißt und damit Gott befohlen und gute Nacht allerseits."

Rezept für einen tüchtigen Gemeinderath. Nach einem alten, erprobten Rezepte soll man den Gemeinderat aus folgenden Gewerbetreibenden zusammensetzen: 1. Aus einem Krämer, weil dieser alles genau abwägt; 2. aus einem Instrumentenmacher, weil er immer neue Saiten aufziehen kann; 3. aus einem Schuster, weil er weiß, wo der Schuh drückt; 4. aus einem Schlosser, weil er immer Aufschluß geben kann; 5. aus einem Küfer, weil er alles reiflich überlegt; 6. aus einem Wundarzt, weil er für jede Wunde das rechte Pflaster weiß; 7. aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den Kopf trifft; 8. aus einem Musiker, weil er Takt haben muß; und 9. aus einem Gastwirth, weil der, wenn er nur will, reinen Wein einschenken kann.

Berichtigung. Fremder: „Erlauben Sie, Nachtwächter, wie viel Uhr ist es denn?" — Nachtwächter: „Zwölf." — Fremder: „Danke, ich glaubte, es sei schon viel mehr." — Nachtwächter: „Ei, bei uns ist's nie mehr als Zwölf, denn nachher fängt es gleich wieder bei Eins an."

Probates Mittel gegen die Hundswut. Während eines Sommers, in dem die Tollwut unter den Hunden bedenklich grassirte, empfahl ein einsichtsvoller Mann in Süddeutschland ein „unfehlbares Mittel wider die Tollwut der Hunde", gegen Einsendung eines gewissen Betrages. Hunderte sandten den gewünschten kleinen Betrag und erhielten dafür brieflich folgenden Rat: „Man schneide dem Hunde den Schwanz dicht hinter den Ohren ab."

Ein schwieriger Fall. Ein Arzt erhielt spät am Abend eine Karte von zwei andern Aerzten: „Komm' doch noch ein Bischen in die Kneipe, uns fehlt ein dritter Mann zum Jaß!" „Liebe Frau," sagte der Arzt, „ich werde nochmals fortgerufen; es scheint ein schwieriger Fall — es sind schon zwei Aerzte dort!"

Hilfe. Ein Witzbold sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und ein Schuster: der erstere mit einem **Vorschuß**, der zweite mit einem **Absatz**.